

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 24 (1948-1949)
Heft: 2

Artikel: Warum die Frauen in der Schweiz nicht glücklich sind
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069280>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

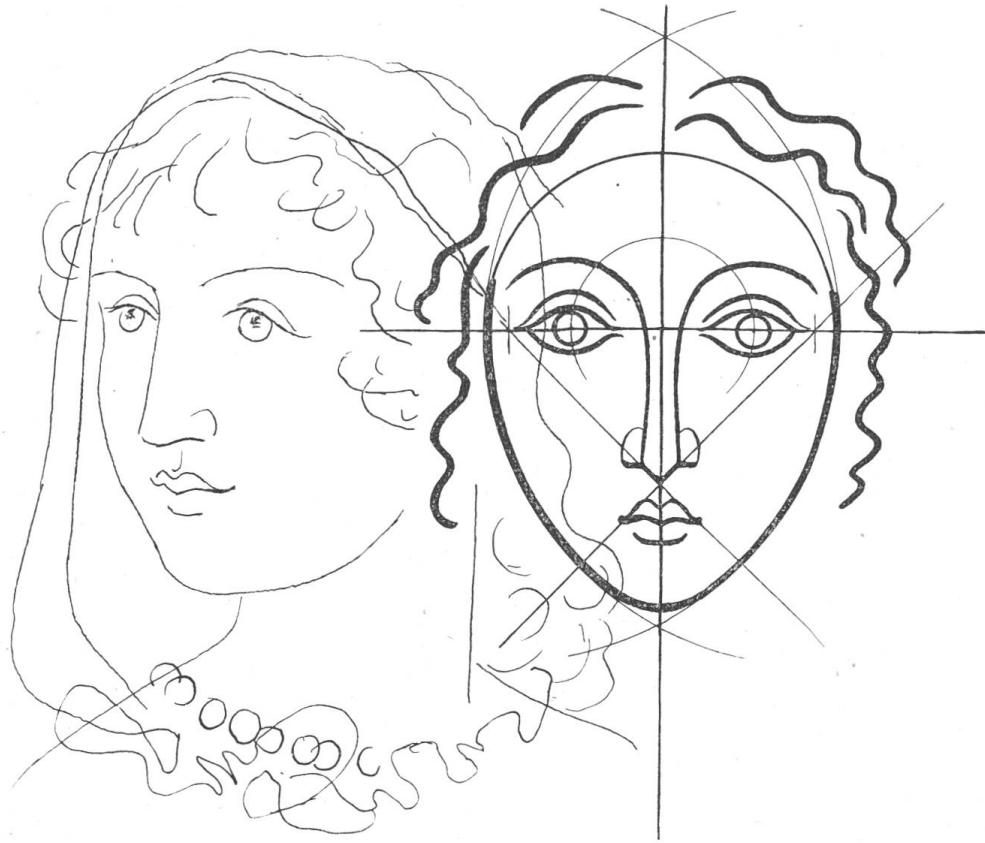
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Warum die Frauen in der Schweiz nicht glücklich sind

Von Adolf Guggenbühl

Illustration Hans Tomamichel

Ich meine nicht meine Frau und nicht die Ihre, sondern die Frau im allgemeinen, und da die «Schweizer Frau im allgemeinen» etwas ist, das es nicht gibt, so sind meine Betrachtungen von vornherein mit Einschränkungen zu versehen. Sie sind ein Versuch, durch Verallgemeinerung eine Situation zu verdeutlichen.

Die Frauen haben größere Schmerzen als die, worüber sie weinen. (Jean Paul)

Die Stellung der Frau ist, wie man weiß, in verschiedenen Kulturen sehr verschieden, im Orient zum Beispiel ungünstiger als in den Vereinigten Staaten.

Einem Amerikaner, der vor dem Krieg eine Reise nach Tunesien gemacht hatte, war eine Szene, die man dort täglich sieht, unangenehm aufgefallen: der arabische Ehemann, der — nicht hoch zu Roß, aber mittelhoch zu Esel — gemütlich daher-

reitet, während seine Gattin, beladen mit einem riesigen Sack, in einigen Metern Abstand hinterher keucht.

Wie er nun nach dem Krieg wieder nach Nordafrika kam, wies das Bild eine kleine Veränderung auf: Der Mann saß immer noch auf dem Esel, aber jetzt schritt die Frau mit ihrer Last voraus. Der Yankee glaubte, in dieser Änderung der Marschordnung einen Fortschritt zu erkennen, den er dem günstigen Einfluß der amerikanischen Soldaten zuschrieb, und er machte eine Bemerkung in diesem Sinne zu seinem arabischen Begleiter. Die Antwort zerstörte allerdings seine Illusionen. «Der Grund, warum man den Frauen hier den Vortritt läßt», wurde ihm erklärt, «liegt darin, daß diese Gegend immer noch durch Minen verseucht ist.»

Eine grausige Anekdote, aber sie illustriert anschaulich die unwürdige Rolle, in welche die Frauen im Orient gedrängt wurden. Es ist ganz selbstverständlich, daß diese Ausbeutung und Mißachtung die Orientalin unglücklich macht, und es ist ein Unsinn, zu behaupten, «sie fühle sich ganz wohl dabei, weil sie nichts anderes wüßte».

Es wäre eine maßlose Übertreibung, zu sagen, den Frauen in der Schweiz geschehe ein ähnliches Unrecht. Ich bin aber zur Überzeugung gekommen, daß auch bei uns die Frauen nicht jene Stellung einnehmen, die ihnen zukommt. Nur ist die Unterdrückung bei uns anderer Art. Sie äußert sich nicht so dramatisch und ist deshalb schwieriger zu erkennen. Sie beruht meines Erachtens darin, daß die Frauen nicht sich selbst sein dürfen, daß sie verhindert werden, ihre weibliche Eigenart richtig zu entwickeln. Das aber macht sie unglücklich.

Wenn ich die Frauen zwischen 40 und 50 Jahren im Tram betrachte, fällt mir immer wieder auf, wie häufig jene sind, bei denen man das Gefühl hat, sie seien nicht voll zur Entfaltung gekommen. Vier Typen scheinen mir unter diesen vorzuherrschen:

1. Jene Frauen, die vielleicht schon Großmütter sind, aber in ihrer Entwick-

lung irgendwie auf der Pubertätsstufe stehen blieben. Sie kichern, anstatt zu lachen und ihre Bewegungen erinnern an jene von Schulmädchen.

2. Rein mütterliche Frauen, das heißt Frauen, die nur noch Mütter, aber keine Frauen mehr sind (unter den unglücklichen sind sie wohl die am wenigsten unglücklichen).

3. Frauen, deren Gefühlsleben verkümmert ist, solche, die in ihrem ganzen Leben nicht ein einzigesmal Erfüllung in der Liebe gefunden haben.

4. Resignierte Frauen; sie haben einen Mann und vielleicht Kinder, aber der enttäuschte Zug um ihren Mund zeigt, daß sie seelische Verletzungen erlitten haben.

DIE SÜNDE WIDER DIE NATUR

Ich glaube nicht, daß diese Frauen so zahlreich sein müßten, wie sie sind. Sie sind zum Teil Opfer einer Gesellschaft, die den Frauen nicht gibt, was ihnen zukommt, die sie wohl als Menschen und Mütter, nicht aber als Frauen anerkennt.

Die geistvolle Genferin Madame Necker-de Saussure schrieb Ende des 18. Jahrhunderts als Großmutter ein Buch über Kinder- und Mädchenerziehung, «L'éducation progressive». Darin betont sie die Gleichwertigkeit der Geschlechter, daß die weiblichen Werte in sich selbst verankert sind und es bei der Erziehung der Mädchen darauf ankommt, sich ihnen gegenüber so zu verhalten, daß sich die weibliche Eigenart entfalten kann.

Diese Forderung ist bei uns nie recht durchgedrungen.

Schon bei der Erziehung der kleinen Mädchen fängt es an. Es ist, als ob viele Eltern darauf ausgehen würden, ihnen mit Gewalt den weiblichen Charme auszutreiben. Alle unverbildeten Mädchen sind bezaubernd. Ihre Art zu plaudern, ihre Mimik, ihre rhythmischen Gebärden haben einen unbeschreiblichen Reiz. Die Erziehung aber lähmt nun weitgehend diese Ausdrucksfähigkeit.

«Tue nüd so tumm, mach kai Faxe,

sitz ruhig, red nüd immer.» Vom Morgen bis zum Abend werden sie ermahnt, nicht so zu sein, wie sie sind. Mit dem Ergebnis, daß die Töchterchen zwar mit der Zeit sehr gesittet, aber gehemmt und langweilig werden. Die Männer aber bewundern dann auf der Leinwand jene Frauen, die es verstanden haben, ihre Unmittelbarkeit zu erhalten. Abgesehen von den schauspielerischen Fähigkeiten, die oft recht bescheiden sind, zeichnen sich ja viele erfolgreiche Filmschauspielerinnen vor allem dadurch aus, daß sie sich auch in reifen Jahren so natürlich bewegen können wie ein Kind.

Sicher, auch die Buben werden — wie es sich gehört — zur Ordnung erzogen, aber selbst den ungebärdigsten Äußerungen ihres männlichen Wesens stehen die Eltern mit Wohlwollen gegenüber. «Er isch halt en Wilde, er isch halt en rächte Bueb», heißt es. Nur selten aber hört man Eltern stolz sagen: «'s isch halt e rächts Maitli»; im Gegenteil, viele Eltern rühmen, wenn sogar die Mädchen männliche Gewohnheiten entwickeln: «'s isch halt en Ruedi.»

Wie es richtig ist, bewundern die kleinen Mädchen das männliche Treiben ihrer Brüder. Die Knaben aber werden häufig dazu erzogen, den typisch weiblichen Äußerungen der Schwestern mit überlegenem Spott gegenüberzutreten.

EIN ZWEIFELHAFTER FORTSCHRITT

In der gleichen Richtung wirkt später die Schule, vor allem während der für die Entwicklung so wichtigen Pubertätsperiode. Ich glaube, daß die Koedukation auf den mittleren und höheren Schulstufen für die Entwicklung der weiblichen Eigenart eher ungünstig ist. Die Mädchen werden dadurch auf eine gefährliche Art neutralisiert. In gemischten Klassen geben die Knaben den Ton an, und dieser Ton paßt nicht für die Mädchen. Die Knabengemeinschaft drängt die Mädchen bestenfalls in die Rolle von Kameraden, eine edle, aber unpassende Rolle. Denn die Frau ist zwar auch Kamerad des Mannes, aber mehr als Kamerad, und die Idee der Kameradschaftsehe bedeutet deshalb eine grundsätzliche Entgleisung.

Den jungen Männern kann aus ihrem Verhalten kaum ein Vorwurf gemacht werden. Es ist begreiflich, daß sie nicht dulden wollen, daß die Schulgemeinschaft durch die Entfaltung des ganz anders gearteten weiblichen Wesens gestört wird. So empfinden sie zum Beispiel jede Anwendung von Koketterie Klassengenossen oder gar dem Lehrer gegenüber begreiflicherweise als eine Art unlauteren Wettbewerbes.

Mädchen, die zusammen mit Knaben an Mittelschulen aufwachsen, haben deshalb später oft Liebes- und Heiratsschwierigkeiten, eben deshalb, weil sie in ihren wichtigsten Entwicklungsjahren in einer Umgebung lebten, wo die natürliche Polarität, die zwischen den Geschlechtern besteht, aufgehoben war.

Ich bin zur Ansicht gekommen, daß die frühere Pensionatserziehung in dieser Beziehung besser war. In jenen Internaten herrschte eine ausgesprochen weibliche Atmosphäre, mit der die Töchterchen geradezu imprägniert wurden.

In der heutigen Erziehung wird das Zentralste, um das im Leben einer Frau alles kreist, fast vollständig ignoriert: die Liebe. Auch in den Pensionaten kam das Wort Liebe sicher nur selten über die Lippen der oft sehr strengen Vorsteherin, und dann meistens im tadelnden Sinne. Diese gewöhnlich äußerst korrekten Damen mit hochgeschlossenem Halskragen sahen sogar ihre Aufgabe darin, ihre Schützlinge in dem gefährlichen Alter vor den «Gefahren der Liebe» zu bewahren; aber die Atmosphäre war, wie in jedem weiblichen Internat, erfüllt von dieser geheimnisvollen Macht, die über jedem weiblichen Leben schwebt. Ich glaube, auch jetzt noch wissen junge Mädchen, die zum Beispiel in einem Kloster erzogen wurden, besser, wie man mit Männern umgeht, als eine durchschnittliche Seminaristin, obschon — oder gerade weil — diese bis zum 18. Jahr im täglichen Kontakt mit Vertretern des andern Geschlechts stand.

Auch die Lehrer können in einer gemischten Klasse der weiblichen Eigenart nur schwer Rechnung tragen. Vor allem,

wenn sie von jener gutgemeinten, aber falsch verstandenen Idee der Gerechtigkeit erfüllt sind, die bestrebt ist, jedem das Gleiche, statt jedem das Seine zu geben. So lassen es die Lehrer an gemischten Schulen oft an etwas fehlen, auf das die Frauen unbedingt Anspruch haben: an Ritterlichkeit.

«Meier, was wissen Sie über die Geschichte des Zweiten Punischen Krieges bis zur Schlacht am Trasimenischen See?»

Diese Anrede ist ungehörig, wenn es sich um ein Mädchen handelt. Man darf Knaben ohne Bedenken mit ihrem Geschlechtsnamen anreden; werden aber auch Mädchen gleicherweise, also ohne Vornamen und Fräulein angesprochen, so bedeutet das eine Verletzung der weiblichen Würde.

Aber auch abgesehen davon hatten die Pensionate den Vorteil, daß ihr Stoff viel stärker der weiblichen Eigenart angepaßt war. Gewiß, der Schulbetrieb war oft sehr dilettantisch, aber er tat wenigstens der weiblichen Natur nicht Zwang an. Unsere Mittelschulen berücksichtigen jedoch in Methode und Stoffwahl die weibliche Psyche nur ungenügend.

SIND DIE MÄNNER GESCHEITER ?

Theoretisch weiß jedermann, daß die Interessen der Frauen anders gerichtet sind als jene der Männer. Es läßt sich also nur aus einer empörenden männlichen Überheblichkeit erklären, daß aus dieser Erkenntnis nicht die Konsequenzen gezogen werden.

Der Verstand der Frau ist anders geartet als der Verstand des Mannes. Es gibt nun allerdings Männer, die so dumm sind, daß sie glauben, die Männer seien gescheitert. Davon kann natürlich keine Rede sein. Der Verstand der Frau ist nicht weniger entwickelt, aber er ist verschieden. Das abstrakte Denken liegt den Frauen ferner. Sie interessieren sich in viel größerem Maße für die Wirklichkeit und nicht für die Abstraktion, die ja immer nur ein Hilfsmittel ist. Sie interessieren sich für *ihren* Hund, nicht für *den* Hund, für *ihr* Haus, nicht für *das* Haus, für eine bestimmte Rose,

nicht für *die* Rose, für den einzelnen Menschen, nicht für *den* Menschen. Sie kommen zu ebenso richtigen Erkenntnissen, aber auf andere Art. Der Mann denkt mit dem Kopf, die Frau mit dem Herzen.

Die Frauen sind bessere Psychologen als die Männer, gerade deshalb, weil sie nur die Wirklichkeit und nicht die Abstraktion interessiert, die Seele des einzelnen Menschen, nicht die Psychologie schlechthin. Die Männer in ihrer Verblendung aber nennen dieses leidenschaftliche Interesse der Frauen für ihre Mitmenschen bezeichnenderweise verächtlich Klatsch.

Merkwürdigerweise lassen sich die Frauen diese Zurücksetzung in der Regel gefallen. Wenn in einer gemischten Gesellschaft die Männer über den Marshall-Plan oder den Existentialismus reden, so hören die Schweizer Frauen gelangweilt, aber bewundernd zu. Sie glauben tatsächlich, wie ihre Gatten, diese Erörterungen seien hochwertiger als Gespräche darüber, daß die Kleider nun wieder drei Zentimeter kürzer geworden seien und daß der junge welsche Ausläufer, der das Brot bringt, wahrscheinlich Liebeskummer habe, denn er sei in der letzten Zeit so bleich.

Der unglückliche Ausspruch des Apostels Paulus: «Das Weib schweige in der Gemeinde» findet in der Schweiz auch bei jenen Zustimmung, die sich sonst durchaus nicht nach der Bibel richten.

Natürlich kann es sich nicht darum handeln, den Lehrstoff für die Mädchen «leichter» zu machen, und vor allem an jenen Schulen, die auf eine Hochschule vorbereiten, muß eine gewisse Schematisierung in Kauf genommen werden. Aber auch da kann man die Methode verändern.

Heute ist es aber so, daß auch jene Mädchenschulen, die kein Abschlußexamen zu einer Gleichschaltung zwingt, in Stoffwahl und Methode den Knabenschulen gleichgeschaltet sind. Die Fächer, für die Mädchen eine besondere Begabung haben, werden zuwenig berücksichtigt, vor allem die Fächer ästhetischer Natur. Die Pflege des Schönen in jeder Form ist für die weibliche Seele so wichtig wie das tägliche Brot. Bei der gegenwärtigen Intellektuali-

sierung, der Mißachtung aller ästhetischen Werte kommen deshalb die Frauen besonders zu kurz. Die Ausbildung im Singen, Tanzen, Malen, künstlerischen Handarbeiten gehört zu jeder richtigen weiblichen Erziehung.

Leider wird aber heute sogar bei ausgesprochenen Frauenfächern oft eine Methode angewandt, die nicht paßt. Ein Mädchen will nicht kochen lernen, wie man auf einer Universität Physik oder Geographie lernt. Es will nicht in die Wissenschaft der Nahrungsmittelchemie eindringen. Es will nicht Theorie, sondern Anschauung. Es will nicht «Kochen an sich» lernen, sondern es will so kochen lernen, daß es einmal einem Manne, den es liebt, Freude machen und damit es seine Kinder, von denen es träumt, so ernähren kann, daß sie schön, gesund und stark werden.

MÄDCHEN IN UNIFORM

Unter dem grundsätzlichen Mangel an Anerkennung der weiblichen Eigenart krankte auch der schweizerische FHD. Was war das anfänglich für ein krampfhafter Versuch, den Frauen männliche militärische Formen aufzudrängen! Während man es in den meisten kriegführenden Ländern als selbstverständlich ansah, daß eine Frau auch in Uniform Frau bleibt und deshalb gefallen will, führte man bei uns einen mehr humoristischen als heroischen Kampf gegen das Pudern, das Bemalen der Nägel, die Verwendung des Lippenstiftes, ja gegen jede Frisur, die ihrer Trägerin besonders vorteilhaft stand. Erst gegen Ende des Krieges, als Oberst Vaterlaus den FHD übernahm, wurden die Richtlinien geändert.

Es ist richtig, bei diesem Kampf gegen weibliche Koketterie waren nicht nur Männer, sondern einige der leitenden Frauen die Bannerträger. Das beweist aber gar nichts. Die Weltgeschichte ist voller Beispiele, wo die Unterdrückten sich zum Wortführer der Unterdrückten machten.

Viel mehr als beim Mann ist das Lebenselement der Frau das Individuelle. Sie muß das auch in der Kleidung zum

Ausdruck bringen können. Uniformierte Frauen sind deshalb an sich ein Widerspruch, besonders wenn die Uniformierung jede Einzelheit erfaßt. Vor allem aber bedeutet eine schlechtsitzende Uniform eine Verletzung des weiblichen Lebensgefühls. Eine Frau ist nicht nur glücklicher, sie ist auch ein besserer Mensch, wenn sie das Gefühl hat, gut auszusehen. Auch unsere schweizerischen Soldaten ärgern sich über ihre häßliche Uniform. Eine Frau aber wird durch ein unvorteilhaftes Kleid in ihrer Leistungsfähigkeit entscheidend gehemmt. Es ist nicht wahr, daß eine ungünstige Frisur den Arbeitseifer erhöht; das Gegenteil ist der Fall.

Nun, der FHD gehört der Vergangenheit an. Das Problem ist aber auch außerhalb der Armee akut. Wenn doch die Eltern einsehen würden, daß Anmut eine der wichtigsten Tugenden ist, die es bei einer Tochter zu pflegen gilt! Anmut bedeutet für eine Frau, was Tapferkeit für den Mann.

SPIEGLEIN, SPIEGLEIN AN DER WAND

Das Märchen weiß, daß Frauen und Spiegel zusammengehören. Es ist nicht wahr, daß eine Frau am schönsten ist, wenn sie am Kochherd steht oder wenn sie Windeln wäscht. Das Bild am Kochherd kann sehr anmutig sein, aber die Frau vor dem Spiegel hat mit Grund die Maler aller Zeiten begeistert.

In vielen schweizerischen Familien, und gerade in solchen, wo man die Erziehung ernst nimmt, ist es aber verpönt, wenn die Töchter sich vor dem Spiegel betrachten.

«Gsehsch das Äffli, wo uselueget?» Mit solchen Bemerkungen wird die Freude an der eigenen Erscheinung gedämpft, die ohnehin in unserem klassischen Lande der Selbstkritik nicht zu groß ist. Auf eine Schweizerin, die einen ungerechtfertigten Kult mit ihrem Körper treibt, fallen 99, die an einem ganz ungerechtfertigten Minderwertigkeitsgefühl in bezug auf ihr Aussehen kranken.

Wenn unsere Frauen wüßten, daß sie viel hübscher sind, als sie zu sein glauben, würde sich ihr Reiz über Nacht verdoppeln.

DENKSPORT AUFGABE

Die folgende Aufgabe ist so schwierig, daß wahrscheinlich nur der Erfinder dieser Aufgabe sie lösen kann.

Wieviel gibt:

Vier Polizisten, plus 5 Rasiermesser, plus 3 Räuber, plus ein Zahnarzt, plus ein Vegetarier?

Lösung Seite 80.

VATER UND MUTTER

Die Psychoanalyse betont mit Recht, welche besondere Bedeutung der Vater für die Mädchen hat. Auch der Vater darf als Mann den Charme seines Töchterchens bewundern, ja er darf es nicht nur, er muß es.

Es hat mir großen Eindruck gemacht, wie ich als junger Mann Zeuge war, als bei der Familie, wo ich in Boston wohnte, der ehrbare und sehr kirchliche Hauspapa seiner ältesten Tochter zum 15. Geburtstag Seidenstrümpfe und ein Fläschchen Parfumschenkte. Die schweizerischen Väter halten es aus einem moralistischen Vorurteil heraus für ihre Pflicht, diese Seite ihrer Töchter nicht zu ermutigen.

Wenn an amerikanischen Mittelschulen die jungen Mädchen im chemischen Labor Hautcreme, Parfums, Puder herstellen dürfen, statt wie bei uns Verbindungen von Schwefel mit Eisen, so gehört das ins gleiche Kapitel.

Zu den Sünden der Väter gesellen sich oft jene der Mütter. Hier besteht ein

eigentlicher *circulus vitiosus*. Gerade jenen Frauen, welche in ihrer Jugend eine allzu moralistische Erziehung genossen, fällt es besonders schwer, sich am weiblichen Charme und an den Erfolgen ihrer Töchter zu freuen. Irgendwie empfinden sie diese Töchter als Rivalinnen, wenn diese dem engen Kreis der Hausbackenheit entfliehen wollen. Für eine Mutter aber, die im Leben Erfüllung gefunden hat, gibt es nichts Befriedigenderes, als zu sehen, wie ihr Kind aufblüht wie eine Blume zur eigenen Freude und zur Freude der Mitmenschen. Indem sie sich mit der Tochter identifiziert, kann sie sich selbst nochmals entfalten.

«Näh nicht, liebes Mütterlein, am roten Sarafan» (ein Sarafan ist ein Schal, der an Festtagen getragen wird), sagt in der bekannten russischen Oper die Tochter besorgt zur alten Mutter und erhält dann zur Antwort:

An dem Sarafan zu nähen

Weckt mir Erinnerung.

Wenn ich dich drin tanzen seh,

Fühl ich mich wieder jung.

Eine freundlich verstehende Mutter, ein bewundernder galanter Vater, ein ritterlicher Bruder, das ist die Umgebung, die eine Frau in ihrer Jugend braucht, damit sie jene Sicherheit erlangt, die allein die volle Entwicklung der vorhandenen Gaben ermöglicht.

Wohl haben alle Frauen ein natürliches Talent zur Anmut, aber jede Begabung verkümmert, wenn sie nicht gepflegt wird, und diese Pflege kann nicht früh genug beginnen.

ANMUT ALS TUGEND

Diesen Sommer saß ich einige Stunden lang in einem Café auf einem Platz in Chiavenna. Alle paar Minuten kam ein Autocar, aus dem Touristen stiegen: Engländerinnen, Amerikanerinnen, Belgierinnen und Schweizerinnen. Man sah es den Schweizerinnen an, daß sie in einem Lande wohnten, wo es an nichts mangelt. Die

Kleider, die sie trugen, waren von viel besserer Qualität als die oft schäbigen Fähnlein der Ausländerinnen. Aber ein Kleid muß mehr sein als solid; es muß schön sein. Die Schweizerinnen aber waren daran zu erkennen, daß ihre Kleider alle möglichen Vorzüge aufwiesen, nur jenen nicht, ihre Trägerinnen hübsch zu machen.

Es hat mir ins Herz geschnitten, diese Verunstaltungen zu sehen, und zum hundertsten Male wiederhole ich hier: Es ist nicht wahr, daß mangelnder Charme ein Erbteil der schweizerischen Frau ist, sie besitzt ihn in genau so hohem Maße wie die Frauen aller Nationen, aber sie hat nicht gelernt, ihn zur Geltung zu bringen.

Es gibt ja überhaupt fast keine reizlosen Frauen, es gibt nur solche, die es falsch machen. Anmut und Charme sind ja nicht gleichbedeutend mit Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, sie sind auch nicht ein Vorrecht der Jugend. Auch eine 50jährige, ja eine 70jährige und 80jährige Frau kann sehr wohl jenen eigenartigen weiblichen Reiz ausstrahlen, der jeden Mann fasziniert.

Aber es geht ja nicht nur darum, daß sich die Frauen in stärkerem Maße so entwickeln, daß sie den Männern gefallen. Die Frauen sind ja nicht nur der Männer willen auf der Welt, sondern das weibliche Wesen hat seinen Wert in sich. Ich möchte auch nicht dahin mißverstanden werden, daß ich nun einer größern Oberflächlichkeit in der Erziehung der Mädchen das Wort rede. Wenn hier von Kleidern, Lippenstiften und Parfum die Rede ist, dann nur, weil diese Dinge besonders deutlich symbolisieren, was gemeint ist. Um was es eigentlich geht, das sind die Entfaltungsmöglichkeiten der weiblichen Seele. Alle diese äußern Dinge sind nur Manifestationen, aber wichtige Manifestationen. Nichts liegt mir ferner, als jenen harten, materialistischen, sexualisierten Frauentyp zu propagieren, der einen seelenlosen Kult mit seinem eigenen Körper treibt und für den die Schönheit nichts anderes ist als eine Waffe im Kampf der Geschlechter. Es kommt alles darauf an,

in welchem Geiste etwas geschieht. Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe. Wir wollen nicht das falsche Ideal des Glamour-Girl einführen, aber wir müssen uns dagegen wehren, daß ein Frauentyp zum nationalen Ideal erhoben wird, der nichts anderes ist als eine Addition öder Schulbuchtugenden.

Nie kann ein Verhalten tugendhaft im echten Sinne des Wortes sein, das eine Frau dazu zwingt, ihre Eigenart aufzugeben. Keine rechte Moral und keine rechte Religion hat je so etwas gefordert. Am allerwenigsten das Christentum. Das göttliche Gebot verlangt, daß man zu seinem Schicksal und seiner Bestimmung ja sage, daß man so sei, wie man ist: der Mann Mann und die Frau Frau.

Auch Pfarrerstöchter dürfen sich so anziehen und so gebärden, daß sie als weibliche Wesen gefallen, ohne daß der Vater deswegen in Gewissenskonflikte kommt. Im Gegenteil! Das klassische Beispiel einer tief religiösen und gerade deshalb unmoralistischen Einstellung ist die herrliche Geschichte des Pfarrers von Wakefield mit seinen Töchtern, eines der schönsten, leider am wenigsten gelesenen Bücher der Weltliteratur.

Nein, moralistische Verkrampfung ist wirklich nicht gleichbedeutend mit richtigem Leben.

Die Braut verdient sich mehr mit einem Kuß um Gott,

Als alle Mietlinge mit Arbeit bis in Tod,
sagt Angelus Silesius. Natürlich paßt nicht jeder Kuß auf diesen Ausspruch des großen Mystikers.

WAS TUN ?

So also ist die Situation in unserm Land. Es gibt natürlich auch bei uns zahllose Frauen und Mädchen, denen eine durchaus harmonische Entwicklung beschieden war. Aber es gibt allzu zahlreiche andere.

Das ist nun durchaus kein Grund zum Verzweifeln. Diese Entwicklung war nicht durch die Sterne bestimmt; Menschen haben sie gemacht, und Menschen können sie ändern.

Natürlich wäre es an den Frauen selbst, gegen die Vergewaltigung, die ihr Geschlecht von den Männern erlitten hat, zu protestieren. Aber es ist unendlich schwer, gegen einen Tyrannen aufzutreten, der als Wolf im Schafspelz auftritt, gegen einen Unterdrücker, der sich als Hüter der Moral aufspielt. Die Frauenbewegung ist eine solche Revolte, aber vielleicht zum Teil am falschen Ort. Vor allem viele von den ersten Frauenrechtlerinnen verkannten das eigentliche Problem. Anstatt daß sie sich dafür einsetzten, ganz Frau sein zu dürfen, traten sie für Gleichstellung mit dem Manne ein, wollten sie sich das Recht erkämpfen, auch Mann sein zu dürfen.

Überhaupt kann der Umbruch, der nötig ist, nicht durch Gesetze oder organisatorische Maßnahmen erzielt werden. Was es braucht, ist eine Änderung der Gesinnung und der Atmosphäre. Das muß vor allem durch mehr Einsicht der Eltern und Erzieher geschehen.

Ein wichtiger Bundesgenosse in der Erziehung zur Anmut ist das Wasser. Dieses geheimnisvolle Element hat die magische Fähigkeit, die Menschen zu lösen, zu veredeln, zu verschönern. Das Wasser, das Bad in allen seinen Formen spielt bei uns leider eine kleinere Rolle als bei den meisten andern Nationen. Als Kompensation dazu pflegt man in der Schweiz viel zu sehr die Sauberkeit der Umgebung. Wäre es nicht schöner, unsere Frauen würden die Fußböden etwas weniger oft waschen und dafür die Haare häufiger?

Es ist aber durchaus nicht nötig, daß eine neue Generation herangewachsen ist, bis wir eine Änderung der Verhältnisse erhoffen dürfen. Geistige Revolutionen können Menschen jeden Alters erfassen. Hic Rhodus — hic salta! Es ist nie zu spät.

Auch eine verfehlte Erziehung macht es einer Frau nicht unmöglich, noch in späten Jahren sich selbst zu finden. Die Zauberkraft, die dieses Wunder vollbringt, ist in vielen Fällen die Liebe, welche es fertig bringt, die verschütteten Quellen wieder zum Strömen zu bringen.

Leider gibt es aber allzu viele Männer, wackere, besorgte, treue Ehemänner, denen es am tiefen Verständnis für ihre Frauen fehlt. Selbst Opfer einer falschen Erziehung und unrichtigen öffentlichen Meinung, sehen sie in ihren Frauen ausschließlich die Lebensgefährtinnen und die Mütter ihrer Kinder. Diese Ausschließlichkeit ist falsch.

Gewiß kommen in der Mutterschaft die herrlichsten Kräfte zur Entfaltung, aber keine Frau, auch wenn sie zehn Kinder hat, ist nur Mutter. Ich kann mich deshalb mit der sehr verbreiteten Sitte nicht befreunden, daß eine Frau schon ein oder zwei Jahre nach der Verheiratung von ihrem Gatten mit «Mutter» angedredet wird. Wieso in aller Welt diese unpassende Bezeichnung? Eine Frau ist die Mutter ihrer Kinder und meinetwegen im Nebenberuf auch Mutter des Kindes im Manne; aber für den Mann soll sie in erster Linie seine Frau sein und nicht die Mutter.

Auch der Muttertag treibt merkwürdige Blüten. Wenn die Kinder bei diesem Anlaß der Mutter eine Freude machen wollen, ist dagegen sicher nichts einzuwenden, aber ist es nicht bizarr, wenn ein Mann seiner Frau bei dieser Gelegenheit eine Torte bringt, auf der in Zuckerguß geschrieben steht «Der lieben Mutter»? Wenn Sie Ihrer Frau eine Freude machen wollen, so lassen Sie den Muttertag Muttertag sein und bringen Sie ihr lieber am Geburtstag oder am Hochzeitstag oder noch besser ohne äußern Anlaß — wie damals, als Sie um sie warben — einen Blumenstrauß.

Alle Menschen, vor allem aber die Frauen, haben viel mehr Freude an Anerkennungen, die ihnen dafür gegeben werden, daß sie *sind*, als für das, was sie tun. Eine Frau braucht weniger Belohnungen für getreue Pflichterfüllung als Bewunderung. Ich bin überzeugt, die Schweizer Frauen hätten mehr Freude, wenn ihnen ihre Männer weniger elektrische Blocher oder Radioapparate und mehr Armbänder und Ringe schenken würden.

Und noch etwas: Selbst der treuesten Frau genügt in der Regel die Bewunderung durch den eigenen Mann nicht. Auch nach

der Verheiratung möchte sie, daß noch andere Männer ihrem Charme Tribut zollen. Eine Blume blüht auch dann in ihrer ganzen Pracht, wenn während ihres Daseins keines Menschen Blick auf sie fällt. Aber die schönste Frau verwelkt rascher, wenn ihr Dasein dem Veilchen gleich, das im Verborgenen blüht, verläuft. Das ist vielleicht einer der Gründe, warum Schauspielerinnen bis ins höchste Alter so anziehend wirken.

Unsere von Männern bestimmte Gesellschaftsordnung gibt den Frauen viel zu wenig Gelegenheit, gesehen zu werden, d. h. an gesellschaftlichen Anlässen mitzumachen. Bei den meisten der unzähligen offiziellen Feiern und Bankette sind die Männer unter sich, zu ihrem Schaden und zum Schaden ihrer Frauen. Es sollte grund-

sätzlich nicht vorkommen, was bei uns an der Tagesordnung ist, daß zu solchen Veranstaltungen nur der Mann eingeladen wird. Sogar bei Ehrungen und Jubiläen kommt es nicht selten vor, daß die Organisatoren nicht daran denken, der Gattin des Geehrten auch eine Einladungskarte zu schicken.

Wichtiger aber ist selbstverständlich das Verhalten des eigenen Mannes. Noch nach 20 oder 30 Jahren der Ehe soll er seiner Frau immer wieder zeigen, daß ihn das, was ihn als Bräutigam bezauberte, auch heute noch entzückt, denn dieses Geheimnisvolle, das ihn so glücklich machte, war ja nicht der Liebreiz des jugendlichen Körpers, es war der Liebreiz der weiblichen Seele, der ewig unverändert bleibt.

Schweizerische Anekdote



Bei den Mitgliedern des zürcherischen Gemeinderates, damals Großer Stadtrat genannt, hatte die Gewohnheit eingerissen, in allzu hemmungsloser Weise zuzugreifen, wenn bei offiziellen Essen Rauchwaren herumgereicht wurden. Auch Persönlichkeiten, die es durchaus nicht nötig hatten, hielten es ganz in Ordnung, sich auf diese Weise für die magern Sitzungsgelder schadlos zu halten. Ein bekannter Parlamentarier stopfte sich jeweilen sämtliche Taschen seines Rockes dermaßen mit Zigarren voll, daß er aussah, als ob er eine Schwimmweste trüge.

Als sich nun nach der Eröffnung des Kraftwerkes Wettingen herausstellte, daß die Anwesenden, deren Zahl immerhin nicht in die Hunderte ging, für 900 Franken Rauchwaren zu sich genommen hatten, fand der damalige Stadtpräsident Klöti, das gehe nun doch zu weit. Er redete den einzelnen Fraktionsführern ins Gewissen, und sämtliche Fraktionen beschlossen daraufhin, wenn auch mit sauersüßen Mienen, den größten Teil des Betrages im Verhältnis zur Parteistärke der Stadtkasse zurückzuerstatten.

Solche Geschichten stehen in keinem Lehrbuch über das Wesen der schweizerischen Demokratie. Sie illustrieren aber anschaulich, wie es unser Staatswesen versteht, auch bescheidene Ansätze zur Korruption ganz im stillen immer wieder auszumergen.

Mitgeteilt von A. G.